

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 6

17. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. März 1953

INHALT: Die Kirche: Betrachtungen zur Sondernummer der «Schweizer Rundschau» — Die Kirche als Versuchung und Aergernis — Ihre biblische Grundlage — Die Geschichtlichkeit der Kirche — Innere Reform und Wirken nach aussen — Kirche und Oekumene.

Die Parteizeitung und die öffentliche Meinung in Frankreich: Die Statistik — Warum die Parteipresse zurückgeht — Notwendige Weite der christlichen Presse.

Zur Diskussion um das Petrusgrab: Das Tropaion — Petrusgrab oder Gedächtnisbau? — Das Petrusgrab am Vatikan — Das leere Grab — Die Apostelgräber in San Sebastiano — Die Graffiti bei der Apostel-Memorie.

Ex Urbe et Orbe: Tito in England: Die Haltung der englischen Katholiken: Die Stellungnahme Evelyn Waugh's und anderer Prominenter — Massvollere Erklärung Kardinal Griffins — Die «Catholic Union» und ihre Bedeutung in England — Die Reaktion der Presse.

Soziale Bücher: Die Anfänge des Sozialen Katholizismus in Frankreich — Aktuelles aus ausländischen Fachzeitschriften und Berichten — Zur Mitbestimmung der Arbeitnehmer.

Neuerscheinungen.

Die Kirche

Vor 13 Jahren schrieb der Dominikanerpater Manes Dom. Koster sein Buch: «Ekklesiologie im Werden», worin er das abschliessende Urteil fällt: «Die Ekklesiologie unserer Tage befindet sich noch im vortheologischen Zustand.» Er meint damit das Fehlen eines klaren, das Wesen der Kirche erfassenden theologischen Begriffes. Inzwischen ist — nicht ganz in dem von Koster gewünschten Sinn, doch auch sein Anliegen nicht überholend — das Rundschreiben *Mystici Corporis* erschienen, das mancherlei Einsichtigkeiten moderner Ekklesiologie korrigierte, manche Fragen vertiefte, aber keineswegs beabsichtigte, die theologische Entwicklung abzuschliessen.

Man greift daher mit Interesse, ja Spannung zu einem Heft, wie der Sondernummer der «Schweizer Rundschau», das den Titel trägt: «Die Kirche». Von einer Kulturzeitschrift, die sich in erster Linie an Laien wendet, erwartet man gewiss nicht fachtheologische Abhandlungen, denen die Leser doch nicht folgen könnten; man wird sich sogar vor Augen halten müssen, dass dem Laien manchmal fachtheologisch durchaus richtige Ausdrücke viel leichter zu Irrtümern und Missverständnissen Anlass geben, als weniger präzise, aber der modernen Sprache entnommene Wortbildungen, die in der Fachtheologie nicht heimisch sind. Aber man erhofft, aus einem solchen Heft, in dem doch vorwiegend namhafte Repräsentanten des Katholizismus zur Sprache kommen, zu sehen oder zu erspüren, was den heutigen Katholiken an seiner Kirche freut, worin er ihre Grösse erlebt und ihr Kreuz, wo sie ihm zur «Versuchung» oder zum «Ärgernis» zu werden droht. All diese Teilaspekte der Kirche oder Reflexbilder ihrer Wirklichkeit in ihren Gläubigen und Gliedern geben freilich nicht den Stand der Theologie der Kirche wieder, können aber und sollen den Theologen Hilfe und Anregung sein in ihrer wissenschaftlichen Arbeit, denn vor der Lehre über die Kirche steht ihre Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit lässt sich nicht anders als aus der konkreten Begegnung mit ihr erfassen.

Wir unterlassen es also, hier auszuführen, welche Fragen wir in dem Rundschauheft vermissen («obwohl sie in der theologischen Diskussion im Vordergrund stehen»). Wir wollen

auch nicht beanstanden, dass ganze Fragenkreise fehlen, die bei «jeder» Betrachtung über die Kirche behandelt werden müssten, denn ein Zeitschriftenheft ist weder ein systematischer Traktat, noch ein Buch; es hat ein existentielles Anliegen. Wenn es von einem Laien redigiert ist — Gott sei Dank sind nicht alle Kulturzeitschriften von Geistlichen redigiert — dann wird eben vor allem zur Sprache kommen, was den Laien an der Kirche interessiert. Endlich ist es klar, dass sich in einem solchen Heft neben ausgezeichneten und tiefeschürfenden auch schwächere und mehr oberflächlich geschriebene Beiträge finden werden, von Laien und von Geistlichen. Alle diese Dinge, obwohl sie selbstverständlich sind, sollen nur eben genannt sein, weil sich manche vielleicht an ihnen stossen und darüber die Freude an diesem Heft rauben lassen; andere etwa naiv meinen könnten, das hier Gebotene sei nun Alles oder die Hauptsache von dem, was die Katholiken über ihre Kirche zu sagen hätten. Das eine wäre ebenso bedauerlich wie das andere.

Interessanter und fruchtbarer scheint uns die Frage, welche Grundanliegen heute im gebildeten Katholiken sich regen, wenn er über seine Kirche nachdenkt. Dafür dürfte das Heft, wie uns scheint, einigermassen einen Durchschnitt bieten. Man könnte diese Anliegen etwa auf die folgenden vier zurückführen:

I.

Erstens: Er sucht eine biblische Grundlage für seine Kirche. Die Kirche als das grosse Wunder «in sich», als «das Zeichen, das aufgerichtet ist unter den Völkern», durch «ihre wunderbare Fortpflanzung, hervorragende Heiligkeit, unerschöpfliche Fruchtbarkeit in allem Guten, in ihrer katholischen Einheit und unbesiegbaren Beständigkeit» (wie sie das Vatikanum gezeichnet hat), kommt nur recht bescheiden zu Wort. Es ist, als wäre der Blick auch des Katholiken diesem Wunder gegenüber verschleiert. Er leugnet es gewiss nicht, anerkennt auch mit Dankbarkeit die «menschlichen Werte» der Kirche, preist mit vielen Worten ihre Liturgie, sagt Tiefes über das Amt in ihr, aber er scheint sie nicht als ein ihn überwältigendes

Wunder zu erleben. Wenn er der Kirche begegnet, hat er nicht unmittelbar das Empfinden, Gott zu begegnen, wie etwa Petrus bei einem Wunder Jesu: «Herr gehe weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.» Die Folge davon muss sein, dass er seine Kirche als dieses Zeichen unter den Völkern anderen zwar verkünden, aber nicht bezeugen kann. Denn bezeugen kann ich nur, was ich erlebt habe.

Vielmehr scheint bei unmittelbarer Begegnung mit der Kirche heute nicht nur beim Aussenstehenden die Kirche als «Ärgernis» den Vorrang zu besitzen. Ihre Menschlichkeit, die Sünde in ihr, das Auseinanderklaffen von Person und Funktion, das (wenigstens anscheinende) Zurückbleiben hinter dem Gang der Geschichte, das Verhaftetsein an vergangene (zeitbedingte) Formen, der immanente Drang des «Systems» zur Herrschaft bilden Schwierigkeiten, welche mühsam ausgeräumt werden müssen, Hemmschuhe, die ein jubelndes Sich-der-Mutter-Kirche-in-die-Arme-werfen verzögern, wenn nicht unmöglich machen.

Wir registrieren hier zunächst nur diesen Tatbestand. Wie er zu erklären ist? Zunächst gehören die Mängel und Menschlichkeiten der Kirche, also die Kirche als Versuchung und Ärgernis, ebenso zum Wesen der Kirche wie ihre wunderbaren Eigenschaften. Es ist sogar so, dass das Wunder erst in der Schwäche seine volle Grösse und seinen Glanz erhält. Erst der, der an seiner Kirche gelitten hat, wird sich richtig an ihr freuen. Das gilt allgemein und für alle Zeiten.

Wenn aber in unseren Zeiten das «Ärgerliche» an der Kirche so gross empfunden würde, dass die Freude nicht mehr daraus «noch höher» emporschlagen könnte, dann offenbarte sich darin ohne Zweifel eine uns mangelnde Spannkraft. Wir haben Freude daran, «gequält» zu sein; wir wollen gar nicht befreit werden. Wir fürchten die Erlösung. Das ist ein arges Übel mancher unserer Intellektuellen. Man wird es gewiss nicht heilen, indem man die echten oder vermeintlichen Schwierigkeiten mit ein paar Bemerkungen wegwischt, man wird vielleicht auch nicht in langwierige und abstrakte Diskussionen eintreten, denen der theologische Laie nicht folgen kann. Man wird wohl immer noch am besten: erstens zeigen, dass man die Schwierigkeit kennt und anerkennt, zweitens den Punkt aufzeigen, von dem aus im Glauben die Lösung zu suchen ist. Der Rest mag das Geheimnis der Gnade sein, die im Einzelnen wirkt.

Immerhin: man sucht nach einer biblischen Grundlage für die Kirche. Auch hier kann eine echte Begegnung mit der Kirche geschehen. Wir haben zwar die Bibel nur aus der Hand der Kirche und wissen um das Wort Gottes nur durch sie. Aber auch die Bibel bezeugt wiederum die Kirche, und es ist gewiss, dass gerade die Heilige Schrift noch lange nicht genügend ausgeschöpft ist für die Lehre von der Kirche. Protestanten wie Schlier, J. Jeremias, Käsemann, Cullmann u. a. haben hier wertvollstes Material zutage gefördert, und wir sollten diese Bausteine mit Dank aus der Hand unserer noch getrennten Brüder entgegennehmen. Man ist auch darüber hinausgegangen, einseitig nur noch vom mystischen Leib Christi zu reden und die ganze Kirchenlehre nur von diesem Bild her zu bestimmen, das selbst bei Paulus, dem es entnommen ist, keine alleinbeherrschende Rolle spielt. Die Abschiedsreden Jesu werden stärker herangezogen; die Lehre von der Braut Christi überhöht jene vom Leib Christi und ergänzt sie. Das Wertvollste aber an diesem Suchen nach der Kirche in der Heiligen Schrift scheint dieses, dass hier deutlicher als auf dem erstgenannten Weg «Ekklesiologie nur als Christologie» aufgefasst werden kann. Vielleicht liegt auch darin ein Grund, weshalb die Kirche als «Wunder in sich» dem heutigen Katholiken nicht mehr ganz liegt. Wenn dem so wäre, dann könnte diese Wandlung durchaus begrüsst werden. Endlich verrät das Heft in der Auswertung der Heiligen Schrift, dass eine schon längst für versickert gehaltene Quelle wieder zu

fliessen beginnt: der Versuch, den «geistigen» Sinn der Schrift zu erschliessen. Viele werden sagen, «ein gefährliches Unternehmen»; andere werden antworten: «Aber ein in der Tradition wohlbegründetes und in der Heiligen Schrift selbst geübtes». Jedenfalls bezeugt ein solcher Versuch lebendiges und aus der Erstarrung sich lösendes Glaubensbewusstsein...

2.

Zweitens wird mehrfach das Bestreben sichtbar, die Kirche als geschichtliche Grösse zu begreifen und nicht nur als einen festen Block, der wie ein Fels unverändert im Strom der Zeit steht. Das besagt nicht nur jene doppelte Seite der Kirche: hier von Gott verliehene unwandelbare Struktur und festes Dogma, dort wandelbare menschliche Formen, die wie verschiedene Kleider an- und ausgezogen werden können. Es besagt nicht nur, dass die Kirche an keine menschliche Form endgültig gebunden ist, obwohl sie immer und zu jeder Zeit sich mit menschlichen Formen verbinden muss. Es besagt über das alles hinaus, dass die Formen, die die Kirche annimmt, in ihr einen Wachstumsprozess darstellen, der nicht einfach irgendwo durch etwas «ganz anderes» unterbrochen werden kann, als sei alles Bisherige nicht gewesen. Man mag darüber streiten, ob die Welt in einem ständigen Fortschritt sich befinde, im Kreise laufe oder gar langsam verfallende. Die Kirche jedenfalls ist in der Gesamtlinie ein Baum, der vom Senfkorn an aufwächst und nicht mehr zum Senfkorn zurückkehren kann. Das gilt wohl schon von ihrer Zahl, sicher von ihrer inneren Entfaltung, bei der die Auseinandersetzung mit der Welt eine nicht zu vergessende Rolle spielt. Sie wird tatsächlich immer «älter» und muss doch immer jung bleiben, und so gerät sie in eine Spannung, die menschlich immer unerträglicher werden muss, tatsächlich sie immer deutlicher als ein «Wunder» (allerdings ein «schmerzliches» Wunder) offenbaren wird. Aber schliesslich ist jedes Wunder wesentlich schmerzlich...

Diese Erkenntnis, die sich in dem Heft an mehreren Beiträgen recht deutlich illustriert findet, lässt die Kirche nicht nur als gottgeschenkte Gabe, sondern vielmehr als Aufgabe erscheinen, eine Sicht, die zwar der Kirche nie gefehlt hat, die aber doch bisher nicht so im Vordergrund des Bewusstseins stand.

3.

Drittens mag es doch interessant scheinen, wie sehr sich die Auseinandersetzung der Kirche mit der Welt zugleich als eine innerkirchliche Wandlung offenbart. Mag es sich nun um den Ordensgedanken, neue Seelsorgsmethoden, die Frage der Laien handeln, immer fliessen die beiden Gedankenreihen ineinander: Reform im Inneren und Bewältigung der Aufgabe nach aussen.

Man will die Lamentätigkeit stärker betonen, sie neu beleben – aber nicht im Sinn einer Laisierung der Kirche, nicht durch eine Verweltlichung ihrer Methoden, vielmehr im Gegenteil durch ein engeres Hereinholen der Laien in die Kirche, so dass diese sich selbst nicht mehr als die minderen Christen fühlen gegenüber dem Klerus, als die bloss seelsorglich Betreuten, sondern mehr als selbstverantwortliche Träger des christlichen Lebens. Mit anderen Worten: die Kirche fühlt sich als Ganzes nicht mehr als der Erdkreis, wie im Mittelalter, sondern als eine Minderheit, die aber doch die Verantwortung trägt für den ganzen Erdkreis. So beginnt sich ein Doppeltes abzuzeichnen: innerkirchlich schliesst sich die Kluft zwischen Laie und Priester; nicht im Sinne einer Verwischung der wesenhaften kirchlichen Strukturen und einer sogenannten «Demokratisierung» der Kirche, was nur ihre Schwächung bedeuten könnte, sondern in der deutlichen Herausarbeitung der Funktionen der einzelnen Organe, aus demselben Lebensprinzip, wodurch allein eine wirkliche Lebenseinheit möglich

wird. Manches mag hier noch unklar sein, in manchen Punkten mögen wir noch Formen, die einer vergangenen «Weltstruktur» angehören, allzusehr verhaftet sein, oder auch umgekehrt in der Anpassung an die vermeintlich kommende Welt einzeln über das Ziel hinausgehen. Die Zeit wird das klären. Wesentlich ist die Zielbewegung, die durch Differenzierung echter Polaritäten nach organischer, grösserer Einheit strebt.

Nach aussen hin aber zeigt sich nochmals ein Zweifaches: man versucht in den modernen Weltentwicklungen, den positiven Wissenschaften, den Techniken und der Wirtschaft wieder eine führende Stellung zu gewinnen, indem man eine positivere Stellung zu ihnen einnimmt. Man versucht zweitens ganze Volksschichten, die man verloren hat, indem man den Wandel ihres Lebensgefühls nicht mitmachte, da man ihr Leben nicht teilte, neu zu erobern, indem man das Versäumte nachholt. Ein schwieriges Unternehmen in einer Zeit, in der es ein einheitliches Lebensgefühl nicht gibt; wir möchten sogar sagen: ein unmöglicher Versuch, wenn er nicht im Zeichen eines Übergangs zu einer neuen Bildung einheitlicher Strukturen der Welt steht.

4.

Viertens endlich nimmt einen relativ breiten Raum die Behandlung der Ökumenischen Frage im Sinn einer Wiedervereinigung ein. Die polemische Haltung ist hier ebenso wie die minimalistische im Wesentlichen wohl endgültig dem positiven, tief christlichen Anliegen gewichen, zueinander zu finden, weil hien wie drüben «Christen» stehen, die Vieles verbindet. Andererseits hat man eingesehen, dass eine Wiedervereinigung, so sehr man sie auf beiden Seiten ehrlich und eifrig erstreben mag, im grossen Umfang nur das Ergebnis eines sehr langen Weges der Selbstreinigung sein kann. Das birgt, ohne Zweifel, die Gefahr einer gewissen resignierten Ermüdung in sich und führt leicht zur praktischen Anerkennung «vieler Wege zu Gott», die gleichberechtigt nebeneinander stehen. Vielleicht

wird es sich herausstellen, dass das organisierte ökumenische Gespräch heute noch verfrüht ist (womit nicht die Aussprache von freien Freundeskreisen gemeint ist), und die vornehm achtungsvolle Diskussion in Zeitschriften, wie deren Austausch, sich als weit fruchtbarer erweist: nicht in direkter Aussprache, sondern gleichsam durch beidseitige Stellungnahme zu einem Dritten in der Auseinandersetzung mit der Welt, oder bei der innerprotestantischen Diskussion um Fragen wie Amt, Rechtsform der Kirche, Sakrament. Das Studium der protestantischen Äusserungen zu diesen Themen kann die katholische Lehre inhaltlich sehr befruchten, ihr aus festgefahrenen Positionen heraushelfen und wirklich neue Fragestellungen liefern. Erst das dankbare Annehmen solcher Hilfen wird eine Atmosphäre des Vertrauens schaffen, die auch das (nach unserer Meinung grössere) Plus unseres Standpunktes bei den anderen sichtbar macht.

Fassen wir zum Abschluss diese vier Punkte zusammen, dann ergibt sich, dass nach vier Dimensionen die Kirche grösserer Weite zustrebt, zugleich aber auch nach grösserer Verinnerlichung: nach Weite durch Verinnerlichung. In ihrer Wesensschau: durch christologisches und mystisches Selbstbegreifen zum Verständnis ihres Ärgernisses; in der geschichtlichen Dimension: durch tiefere Einsicht in die Verbindung vom sogenannten Zeitbedingten und vom Ewigen an ihr zu neuer Weltaufgabe; in struktureller Hinsicht: durch vertieftes Leben aus Gottes Wort und Sakrament zu differenzierterem Selbstbewusstsein ihrer Organe und Stände in wacher Verantwortung gegenüber der Welt als ein Teil auch derselben; und schliesslich in einem durch Vertiefung erweiterten Kirchenbewusstsein, das bei allem Wissen um die «Vollständigkeit» der Kirche doch die Verbindung jener mit ihr sehen, die, ohne es zu wissen, ihr anhängen. Das gibt in grossen Umrissen doch ein Bild – mögen seine Züge zwar noch nicht immer sauber ausgezogen sein –, das uns zu grosser Hoffnung berechtigt.

M. G.

Die Partei-Zeitung und die öffentliche Meinung in Frankreich

Die Statistik

«Sage mir, welche Zeitung du liest und ich sage dir, wer du bist.» Die französische Statistik gibt auf diesen etwas umgeänderten Satz eine nicht uninteressante Antwort. Einige Beispiele: die Kommunistische Partei hat bisher auf fünf bis sechs Millionen Wähler zählen können. Ihr Hauptorgan «L'Humanité», von welchem im März 1948 noch 292 000 Exemplare verkauft wurden, ist auf 141 000 Exemplare gesunken, und ihr Pariser Abendblatt «Le Soir» sank im gleichen Zeitraum von 303 000 auf 81 000. In der Provinz reduzierte sich die kommunistische Presse von einer Gesamtauflage von rund 1 Million auf 640 000. Wir setzen diese Presse an den Anfang, weil es sich um die disziplinierteste Partei handelt, die es zur Pflicht macht, ein Parteiblatt zu abonnieren. Aus diesem Grund ist der Rückgang ihrer Parteipresse zugleich mit einem Rückgang der Mitglieder identisch. Von der Anzahl ihrer Wähler betrachtet, wird durch diese nackten Zahlen wiederum bewiesen, dass es sich hier um — keine Kommunisten handelt. Soziale, wirtschaftliche, militärische Gründe (Gegner des Krieges in Indochina, der Europaarmee usw.) spielen für ihre Wahl die Hauptrolle.

Die Sozialistische Partei, die heute die grösste ist, hat in der Millionen-Arbeiterstadt Paris ihr Hauptblatt «Le Populaire», das noch einen Verkauf von sage und schreibe 16 000 Exemplaren aufweist. In der Provinz hielt sich ihre Presse besser, da es

dort immerhin noch sozialistische Zeitungen mit einer Auflage von über 200 000 gibt. Insgesamt ist diese Parteipresse in der Provinz von 1,5 Millionen Auflage auf rund 1 Million zurückgefallen, wobei sie seit der Befreiung 11 Zeitungen eingehen lassen musste gegenüber 18 der kommunistischen.

Die MRP-Presse hat in Paris keine Zeitung mehr, «L'Aube» musste eingehen und in der Provinz verlor sie seit der Befreiung 14 Blätter. Ihre Gesamtauflage ging von 1 290 000 auf 670 000 zurück.

Die Presse rechts des MRP, also die der «Unabhängigen» und der sogenannten «klassischen» Rechten, nahm dagegen zu: sie hat in der Provinz eine Auflage von 380 000. Sehr stark erhöhte sich ferner die Auflage der reinen, keiner Partei angehörigen Informationspresse, die in Paris allein an die 1,7 Millionen Exemplare täglich verkauft und in der Provinz eine Auflage von 2,6 Millionen hat.

Daraus ergibt sich:

a) Dass vom grossen Leserpublikum die Parteiblätter immer mehr abgelehnt und die Informationspresse vorgezogen wird. Selbst die Zunahme mancher Zeitungen der Rechten steht damit nur scheinbar im Widerspruch. Man wird hier nicht übersehen dürfen, dass die konservative Presse, inklusive derjenigen der radikalsozialistischen Partei, nach der Befreiung Frankreichs mehr oder weniger inexistent war. Einmal, weil sie als Kollaboratorpresse kurzerhand konfisziert

wurde, des andern, weil sich in den ersten Jahren fast niemand mehr getraute «rechts» zu stehen. Diese Presse hat also lediglich einen Teil ihrer früheren Stellung wieder zurückerobert und dies auf Kosten der Parteipresse der sogenannten dritten Kraft.

b) Anders liegt der Fall bei der sogenannten Informationspresse. An der Seite von leicht geschriebenen, auf Sensation aufgebauten Blättern stehen ernste Zeitungen wie «Le Monde», «Le Figaro», «Le Parisien Libéré», «L'Aurore», «Paris-Presse» usw., die über die Weltereignisse berichten, überall ihre Spezialkorrespondenten haben, politische und wirtschaftliche ernste Studien veröffentlichen und die Innenpolitik anscheinend parteilos unter die Lupe nehmen. Sie erzielen die grösste Auflage. Diese Informationspresse ist ohne kapitalkräftige Finanzgruppen, die hinter ihr stehen, nicht denkbar, wobei wir unter «Kapital» nicht nur Kapitalien verstehen, sondern auch, wie z. B. beim «Figaro», ein durch Jahrhunderte angesammeltes moralisches Kapital (127 Jahre!), oder bei «Le Monde», die sich dieses Ansehen durch die Genauigkeit ihrer Informationen erarbeitet hat. Im allgemeinen aber kann man sagen, dass der «Bankier» für diese Art von Presse unerlässlich ist, jede Art von hinter der Zeitung stehenden Interessentengruppen aber zum mindesten auf deren Linienführung einen entscheidenden Einfluss ausübt. Diese Presse gibt also nur sehr unvollkommen eine «Öffentliche Meinung» wider, dagegen sehr geschickt irgendwelche wirtschaftlichen oder politischen Interessen.

Es hat keinen Sinn, an diesen Gegebenheiten Kritik zu üben, oder von einer «kapitalistischen» Presse zu sprechen. Wohl aber dürfte es angebracht sein, sich zu fragen, warum die Parteipresse immer mehr ins Hintertreffen gerät und warum der Leser ein Informationsblatt dieser vorzieht.

Problemweite und Parteiengröße

Gewiss, die fast allgemeine politische Müdigkeit der Wähler, die ja auch durch die immer grösser werdende Partei der Nichtwähler zum Ausdruck kommt, ist ein Grund. Einer – nicht der wichtigste. Dass es den Parteizeitungen nur sehr selten gelingt, diese Müdigkeit zu überwinden, spricht nicht für sie. Ein anderer Grund ist die ständig wachsende Kompliziertheit der Probleme. Dass es so wenigen Abgeordneten gelingt, diese dem Wähler allgemein verständlich zu machen, spricht auch nicht für sie.

Ein wesentlichere Grund liegt aber auf moralischem Gebiet: Allzu sehr versucht eine Partei die andere durch Versprechen zu überbieten, die nicht gehalten werden, bzw. werden können, was dann die Wähler bitter enttäuscht. Und schliesslich kommt hinzu, dass die Parteiführer und mit ihnen die Parteipresse allzu sehr geneigt sind, weltumspannende Probleme – welche sind es heute nicht? – in den engen Parteirahmen zu pressen und in ihm wie durch ihn alles Heil zu erwarten. Von Partei zu Partei hört dadurch immer mehr jeder wirklich geistige Kampf auf; sie fühlen sich nur noch als Gegner, und jede versucht die andere als solchen in irgendeiner Art vor dem Wähler zu diffamieren. Je grösser die Partei wurde – man spricht nicht von ungefähr von Massenparteien –, je mehr tritt ihr Machtstreben und Machtanspruch in den Vordergrund, denen das Interesse der Gemeinschaft mehr oder weniger zum Opfer fällt.

Der einzelne Bürger aber, der tagtäglich mit anderen in Berührung kommt oder mit ihnen sogar in Freundschaft verbunden ist, obwohl diese die Probleme anders ansehen bzw. einer anderen politischen Partei angehören, kennt solche Scheidungen nicht; ihm ist der Mensch noch wichtiger als diese oder jene seiner Ansichten. Ganz besonders der Christ, dessen Glaube seine Sicht erweitert und nicht verengt, fühlt sich mit den Andersdenkenden doch immer verbunden.

Provinzialismus oder Weltweite

Aber gerade in dieser Tatsache scheint uns das Problem der christlichen Partei und ihrer Publikationsorgane zu liegen: Ihrer ganzen inneren Struktur nach ist und bleibt sie immer mehr als eine Partei! Sie muss aus der Natur ihres religiösen Glaubens heraus, ob sie will oder nicht, aus dem Parteirahmen heraustreten, immer mit dem «Nächsten» in Kontakt bleiben, ihn zu verstehen versuchen und seine gesunden Ansichten in die ihren betten. Auch ihr Parteiblatt, als christliches Publikationsorgan, bleibt unter dem «vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern» in dem Sinn, dass seine Sprache, seine Be- und Verurteilungen anderer Tonart sein müssen als die jeder anderen Parteizeitung. Wie der Scheinwerfer im Kino von oben auf die Leinwand fällt und erst durch ihn das sich auf ihr entwickelnde Drama bis in die letzten Deutlichkeiten sichtbar und verständlich wird, so hat dieses von oben die Geschehnisse und die Menschen zu durchleuchten, da sie erst dadurch in all ihrer Schärfe erfasst werden, ohne dass es notwendig ist, persönlich zu werden. Fr. W. Foerster hat in der Neuauflage seines «Christus und das menschliche Leben» (Paulus-Verlag, Recklinghausen) einen Abschnitt dem «politischen Christus» gewidmet, aus dem man viel lernen kann. Er macht darin auf das Ergebnis aller politischen und geistigen Sezessionen aufmerksam, auf den «eigenartigen Provinzialismus des neueren Menschen, eine merkwürdige Art von Sektierergeist und jede Art von Blindheit gegenüber allem, was jenseits des eigenen verengten Horizontes vor sich geht». Ist dieser Sektierergeist nicht auch in manche christliche Parteiorganisation, in manche christliche Zeitung eingedrungen? Und ist in einer Welt, wo alles mit allem zusammenhängt, wo kein Problem mehr für sich allein betrachtet werden kann, wo die einzelnen Staaten, unter Aufgabe gewisser Souveränitätsrechte, sich zu Europa, zu einer westlichen und östlichen Welt zusammenschliessen müssen, ein solcher Sektierergeist nicht gerade der Tod für unsere christliche Zivilisation? Was nützt es, wenn wir mit einer gewissen Befriedigung feststellen, dass die Kommunistische Partei in diesem oder jenem Land an Einfluss verlor, dass ihre Mitgliederzahl oder ihre Publikationsorgane wesentlich zurückgingen, wenn wir auf der anderen Seite sehen müssen, dass es der christlichen Partei nicht besser erging?

Wahrlich, die christliche Zeitung, das christliche Publikationsorgan, sind heute für jeden einzelnen Christen so notwendig wie ein Wegweiser an einer mehrfachen Strassenkreuzung, oder wie der Kompass einem auf hoher See befindlichen Schiffe. Ohne ihn wird er immer nur ihm fremde Häfen erreichen und als Fremder behandelt werden. Aber diese christliche Presse muss ihrem Auftrag gemäss, erhaben über allen Sektierergeist und über alle Versuchung zu parteiischer Enge, die Weite des Geistes Christi in jeder Frage bezeugen.

H. Schwann.

Zur Diskussion um das Petrusgrab

Eine monumentale Publikation (1), bestehend aus einem Text- und einem Bildband, legt die Ergebnisse der Ausgrabungen dar, die unter Sankt Peter (Mittelschiff) zu Rom in den Jahren 1940—1950, von vier Fachleuten geleitet, durchgeführt wurden. Die katholische Welt wartete mit besonderer Spannung auf diese Veröffentlichung, weil die Grabungen in ihrer letzten Phase auch dem Petrusgrab galten, das die katholische Überlieferung immer unter der Kuppel Michelangelos angenommen hatte. Ernst Schäfer (3) bemerkt richtig: «Die Frage, ob Petrus in Rom war und in Rom das Martyrium erlitt, wird dadurch (Frage des Petrusgrabes) nicht berührt.» Dass Petrus in Rom war, als erster Bischof von Rom und oberster Hirte der Kirche, ist durch literarische Zeugnisse längst als geschichtliche Tatsache erwiesen. Die Auffindung des Petrusgrabes kann somit als Bestätigung dieser Tatsache wie auch der Überlieferung bezüglich des Petrusgrabes betrachtet werden.

Das Tropaion

Die Frage, ob das Petrusgrab gefunden wurde, wird im offiziellen Grabungsbericht des Vatikans bejaht. Senkrecht unter dem Papstaltar, den Berninis Baldachin überwölbt, wurde eine Mauer gefunden (rote Mauer genannt, wegen des roten Verputzes, den sie aufweist), die im rechten Winkel zur Längsachse von St. Peter verläuft. Auf der Ostseite derselben (Seite gegen Haupteingang des Petersdomes) wurden in diese eingelassen zwei Nischen gefunden. Vor der untern der beiden zwei kleine Marmorsäulen (von der rechten nur das untere Drittel); über den Säulen je ein Travertinstreifen (von den Ausgrabungsleitern zu einer einst zusammenhängenden Travertinplatte ergänzt), die auf den Säulen auflagen und rückwärts auf genau gleicher Höhe in die rote Mauer eingelassen sind. Senkrecht unter der untern Mauernische, von mehreren Deckplatten nach oben abgeschlossen, eine dritte Nische, die durch eine gewölbartige Aussparung in den Fundamenten der roten Mauer gebildet wird. In dieser tiefstliegenden Nische, in der nackten Erde, wo zwei Reste menschlicher Gebeine gefunden wurden, sehen die Grabungsleiter das Petrusgrab. Die eben skizzierten Funde stellen nach ihnen das sogenannte Tropaion des Gaius dar, das erste Grabmal des Apostelfürsten, von dem Eusebius in seiner Kirchengeschichte spricht.

In dem Raume, der als Petrusgrab angesprochen wird, wurden ferner an die zweitausend Münzen gefunden. Sie stellen eine Sammlung dar, in der praktisch alle Völker Europas vertreten sind. Sie reichen von der Römischen Kaiserzeit bis zur Zeit, da Neu-St. Peter erbaut wurde. Die Schlussfolgerung: Diese Münzfunde belegen, dass dieser Ort während Jahrhunderten von Pilgern aus allen Ländern Europas besucht wurde.

Rechts neben dem erwähnten Säulenstumpf wurden auf dem Verputz einer Mauer, eindeutig zur Behebung eines Risses in der roten Mauer erstellt und im rechten Winkel von derselben abgehend, christliche graffiti gefunden, die auf die Anwesenheit christlicher Gräber schliessen lassen. Tatsächlich wurden im Raume um die unterste Nische (Petrusgrab) 13 Gräber gefunden, die vorkonstantinisch und teils sogar aus dem ersten Jahrhundert sind.

Eine Rekonstruktion der Geschichte des Apostelgrabes in der Zeit vor Konstantin musste notwendigerweise auf Schwierigkeiten stossen und konnte teils nur andeutungsweise geschehen. Dieser Umstand wie auch die möglichen Berührungspunkte mit dem Primat liessen eine lebhaftere Diskussion erwarten. Im katholischen (2) wie nichtkatholischen (3) Lager sind sachliche wie auch leider recht oberflächliche (4) Beiträge zur Frage des Petrusgrabes erschienen. Nichtkatholi-

sche Stimmen lehnen die katholische Auffassung, das Petrusgrab sei gefunden worden, ab, geben aber zu, dass Petrus schon vor dem Bau der konstantinischen Basilika am Orte, wo die oben erwähnten Funde gemacht wurden, besondere Verehrung genossen hatte. Das Tropaion des Gaius wird deshalb nicht als Grabmonument gewertet, sondern zum Erinnerungsmal (vielleicht am Orte der Hinrichtung) an das Martyrium des Apostels umgedeutet, oder als Grabmal über einem dort nur vermuteten Apostelgrab angesehen. Es ist hier nicht der Ort für eine Diskussion auf rein archäologischer Grundlage. Wir glauben auch deshalb darauf verzichten zu dürfen, weil es sich gezeigt hat, dass die archäologischen Funde nur in Verbindung mit den relativen literarischen Zeugnissen voll ausgewertet werden können, wie Jérôme Carcopino (5) in vier ausführlichen Fachartikeln darlegt. Es ist sehr bedauerlich, dass weder Gerkan (am 15. November 1952) noch Schäfer (Januar 1953) in ihren respektiven, betont wissenschaftlichen Artikeln den ausführlichen Beitrag eines internationalen Fachmannes wie Carcopino zu kennen scheinen. Carcopino hätte sie vor einigen allzu unhaltbaren Behauptungen (wie Leugnung der Translation in die Sebastianskatakomben) bewahren können.

Petrusgrab oder Gedächtnisbau?

Abschliessend stellt Ernst Schäfer die Frage: «Was kann als sicheres Ergebnis der Grabungen unter Sankt Peter bezeichnet werden? Die Tatsache, dass bereits in vorkonstantinischer Zeit das Petrusgrab am Vatikanischen Hügel gesucht und verehrt wurde. Mehr noch, dass an dieser Stelle damals etwas Konkretes vorhanden war, eine Memoria unter freiem Himmel, deren Gestalt freilich nur unvollständig rekonstruiert werden kann. Sie wurde frühestens um 160 errichtet und spätestens um 300 für die Stätte gehalten, wo die Gebeine des Apostelfürsten ruhten. Dieses Monument bestimmte Bau und Lage der Konstantinischen Basilika, die ihrem Charakter nach Grabeskirche ist.»

Armin von Gerkan kommt zum Schluss: «Unsere Untersuchung hat andere Resultate ergeben, als sie in der Veröffentlichung vorgelegt sind. RM (rote Mauer) ist unabhängig von jedem Gedanken an das Apostelgrab entstanden, an einer Stelle, wo christliche Gräber zwar möglich, aber nicht nachzuweisen sind. Das Tropaion, das Gaius nennt, ist erst nach einer weiteren Veränderung der Situation, etwa eine Generation später, errichtet worden und enthielt keine sichtbaren Reste eines Grabes: seine Bestimmung ist die eines Gedächtnisbaues, gewiss nicht an den Ort des Martyriums, sondern eher an die Beisetzung, die man hier angenommen haben wird, ohne deren genaue Stelle zu kennen. Da es indessen die einzige Memoria Petri war, kann sich im Laufe der Zeit die Vorstellung gebildet haben, dies sei der Ort des Grabes, und man mag in der Zeit der ecclesia triumphans den Wunsch gehabt haben, die Reliquien zu bergen, wodurch die Nachgrabung veranlasst wurde, die ebenso wenig Resultate ergab wie die gegenwärtige.» (Im vorhergehenden Abschnitt behauptet Gerkan: «Nun ist zu beachten, dass der Boden des Tropaions, der bis dahin ausgefüllt war... bis zur Tiefe von mindestens 1,50 m ausgegraben worden ist. Dabei wurde in das Fundament von RM die Nische 1 (tiefste Nische) eingebrochen, der Hohlraum wohl bis zum «fondo originario» wieder ausgefüllt, aber in keiner Weise ausgemauert oder sonstwie hergerichtet... Dieser Vorgang spricht dafür, dass man hier einmal nach dem Apostelgrab gesucht, aber nichts gefunden hat, bis auf verstreute einzelne Gebeine, die man sammelte und bei o (= tiefste Nische) deponierte.») «Es ist sogar denkbar, dass dieses Negativum nicht ohne Einfluss auf die Bildung der doch sehr auffälligen

Doppeltradition von einer Grabstelle auch ad catacumbas (Sebastianskatakomben) gewesen ist, unbeschadet dessen, dass hier auch häretische Ansprüche mitgewirkt haben können. In der Folge entstanden Hypothesen von Translationen und Retranslationen, die bis zum heutigen Tag weiter entwickelt worden sind; sie haben indessen durch die Grabung unter der Peterskirche eine klare Widerlegung erfahren, denn bis zum Jahre 258 hat es hier kein sichtbares Grab gegeben, das eine Translation ermöglichen konnte, und an eine Retranslation für den Bau der Basilika ist ebenfalls nicht zu denken, da man die Reliquien gewiss nicht ohne jeden Sarg in den Boden geworfen, sondern sie feierlich aufgestellt hätte. Sie und nicht das Tropaion hätten den Mittelpunkt der Basilika bilden müssen.»

«Die obigen Ausführungen dürfen nicht missverstanden werden. Die Ausgrabungen haben gelehrt, dass Konstantin dasselbe geglaubt hat, wie seitdem die ganze Welt und auch die Ausgräber: dass hier das Apostelgrab gelegen habe. Wenn es nicht gefunden ist, so folgt daraus nur, was zu vermuten war, dass man in der Frühzeit des Christentums das gewiss nur sehr bescheidene Grab noch nicht verehrte, und dass es im Laufe von hundert Jahren in Vergessenheit geraten war. Niemals aber darf geschlossen werden, dass es ein solches Grab nicht gegeben habe. Ich möchte vielmehr die Möglichkeit betonen, dass es sogar an dieser Stelle gelegen haben könnte, auch wenn heute keine Reste mehr vorhanden sind.»

Die beiden oben angeführten protestantischen Autoren stellen somit fest, dass Petrus tatsächlich in Rom verehrt wurde, und zwar an seinem Grabe, das man am Vatikan zu besitzen glaubte. Dieser nach ihnen irrtümliche, aber unzweifelhaft wirkliche «Glaube» der ersten Christen, dem alle Jahrhunderte seither zum Opfer gefallen sind, ist allein schon genügend, um daraus den Schluss zu ziehen, dass Petrus wirklich in Rom war. Zu diesem Ergebnis kommt übrigens auch Prof. Cullmann in seinem neuesten Werk «Petrus» (cf. Orientierung, 1952, S. 201, 215).

Das Petrusgrab am Vatikan

In einer genialen Synthese von literarischen Zeugnissen und den Grabungsergebnissen unter Sankt Peter weist Carcopino (5) nach, dass dieser «Glaube» auf einem wirklichen Petrusgrab am Vatikan fusste.

1. Der Liber Pontificalis (6) lokalisiert das Grab des hl. Petrus beim Tempel des Apollo, «in templum Apollinis». Ein Apollo-Tempel findet sich zwar nicht am Vatikan. Aber das kleine Mausoleum M zeigt Christus als sol salutis. Eine ähnliche Christusdarstellung findet sich in den Katakomben der hl. Petronilla, von denen im 12. Jahrhundert wegen dieser missverstandenen Christusdarstellung gesagt wird, hier sei früher ein Tempel des Apollo gestanden. Carcopino schliesst daher auf die gleiche Missdeutung im Liber Pontificalis. Alfano hat um 1574 anlässlich der Erstellung der neuen Fundamente für den Papstaltar diese Christusdarstellung im Mausoleum M gesehen, sie aber ebenfalls als «cose di Gentili», etwas Heidnisches, interpretiert. Warum soll diese Fehlinterpretation nicht schon früher möglich gewesen sein?

2. Wir wissen ferner, dass die Christen ihre Toten nicht zusammen mit den Heiden bestatteten. Cyprian († 258) tadelt die Beisetzungen apud profana sepulcra. Es widerspricht somit dem Empfinden der Christen jener Zeit, dass sie ausgerechnet in einem heidnischen Friedhof (wie die Nekropole am Vatikan) das Petrusgrab gesucht hätten. Da sie es aber dort verehrt haben, so folgt daraus, dass es dort gewesen ist und zwar bevor die heidnischen Mausoleen entstanden, was übrigens durch die Ausgrabungen klar bewiesen ist.

3. Die Ausgrabungen haben ferner eindeutig dargetan, dass die Konstantinische Basilika nicht über dem ehemaligen Zirkus des Nero erbaut worden ist, wie man bisher allgemein an-

genommen hatte. Die Confessio des hl. Petrus ist somit jedenfalls nicht ein Erinnerungsmal am Orte der Hinrichtung. Carcopino widerlegt aber auch die These, dass das Tropaion ein Erinnerungsmal in der Nähe des Neronischen Zirkus gewesen sein könnte. Die Grabinschrift der beiden Martyrerinnen Victoria und Privata in Thabarca spricht ebenfalls von Tropaia (victricia portantes tropea), kann aber nur verstanden werden, wenn unter tropea ihre gemarterten Leiber verstanden werden. Ebenso klar erhellt diese Lesart als richtig aus den Versen, die vom Martyrium des hl. Vinzenz berichten, dass die Bestien nicht wagten das tropaeum gloriae zu beschmutzen (nulla . . . audet tropaeum gloriae foedare tactu squalido). Die Weiterentwicklung des «Tropaion» sieht Carcopino in der «Confessio», die dann nicht als blosses Erinnerungsmal, sondern als der gemarterte Leib, mit dem der Martyrer seinen Glauben bekannt hat, angesehen werden muss.

4. Armin von Gerkan gibt zu, dass die Ausgrabungen das Tropaion des Gaius zu Tage gefördert haben, aber er lässt es nur als Gedächtnisbau gelten. Richtig ist, dass aus dem Worte Tropaion allein nicht eindeutig entschieden werden kann, ob damit ein Siegesdenkmal oder ein wirkliches Grab gemeint ist. Darüber kann nur der Zusammenhang, in dem der Begriff gebraucht wird, entscheiden. Carcopino klärt den einen möglichen Sinn des Tropaion des Gaius am Vatikan: Der Priester Gaius lebt in Rom unter dem Pontifikat von Papst Zephrin (199–217). Er schreibt gegen den Montanisten Proclus, der seine Präntionen gegen Rom mit dem Hinweis stützt, dass die Kirche von Hierapolis in Phrygien das Grab des Apostels Philippus und seiner Töchter besitze. Wenn Gaius darauf antwortet: «Gehe zum Vatikan oder an die Via Ostia, dort wirst du die Tropaia der Gründer dieser Kirche (= Rom) finden», so hat diese Entgegnung nur einen Sinn, wenn unter Tropaia die Gräber der beiden Apostelfürsten am Vatikan und an der Via Ostia verstanden werden. Der Gaiustext ist uns zwar nur durch Eusebius überliefert. Dass auch er ihn nicht anders wie Gaius verstanden hat, erhellt aus einer Bemerkung, die er diesem Text vorausschickt. Hier schreibt er wörtlich: «Gaius spricht von den Orten, wo die heiligen Hüllen aufbewahrt waren.»

Das leere Grab

Mit ein Grund, warum man auf nichtkatholischer Seite leugnet, das Petrusgrab sei gefunden worden, ist das leere Grab. Die zwei Gebeine, die in der tiefsten Nische gefunden wurden, beweisen schliesslich auch wenig. Eine Erklärung hierfür kann nur auf geschichtlicher Basis gegeben werden. Carcopino weist darauf hin, dass die von Konstantin erbaute Basilika am Vatikan ausserhalb der von Kaiser Aurelian (270–275) erbauten Stadtmauer lag, somit dem Ansturm irgendwelcher Horden wehrlos ausgeliefert war. Das Petrusgrab war mit seinem reichen Schmucke, den Konstantin und die nachfolgenden Päpste angebracht hatten, wie wir wissen, zudem keine geringe Verlockung, ganz abgesehen davon, dass an diesen ungeschützten Stätten die Soldatesca einfach ihre Wut ausliess. Geschichtlich sind uns genügend Ereignisse bekannt, die für solche Plünderungen und Verwüstungen Anlass boten: Alarich im August 410; der Ostgotenkönig Vitiges belagerte Rom während des ganzen Jahres 537, ohne Erfolg; Totila eroberte Rom im Jahre 544; von den Goten und Vandalen wissen wir, dass sie Marmor, Bronze, Gold und Silber von Rom wegführten; im Liber Pontificalis wird berichtet, dass die Goten zur Zeit des Papstes Silverius (536–537) die Gebeine der Märtyrer zerstreut haben (exterminatae sunt a Gothis); im August 846 bestürmten die Sarazenen die ewige Stadt, unter Papst Sergius II., und wüteten besonders am Grab des Apostelfürsten (ecclesiam beati Petri apostolorum principis nefandissimis iniquitatibus praeoccupantes invaserunt); der Nachfolger von Sergius, Leo IV., sucht die heilige Stätte, die völlig ausgeraubt worden war (funditus depraedatae), wieder

herzustellen; er erbaut gerade deshalb die Leoninische Mauer um den Borgo und die Vatikanstadt. Beigefügt sei noch, dass die Ausgrabungen tatsächlich Spuren von gewaltsamem Einbruch in die Apostel-Memorie nachgewiesen haben.

Dies sind Gründe genug, um geradezu erwarten zu müssen, dass das Tropaion am Vatikan nicht unberührt die Fährnisse der turbulenten Geschichte Roms überstehen konnte. Das leere Grab, das die Ausgrabungen gefunden haben, steht nicht im Widerspruch mit der Tatsache, dass sich die erste Ruhestätte des Petrus am Vatikan befand. Umso weniger ist ersichtlich, warum Armin von Gerkan es für denkbar hält, dass «... dieses Negativum (des leeren Grabes) nicht ohne Einfluss auf die Bildung der doch sehr auffälligen Doppeltradition von einer Grabstelle auch ad catacumbas gewesen ist», wie auch der «... Hypothesen von Translationen und Retranslationen...». Von Gerkan betont mit Recht, dass eine Translation nach San Sebastiano nur möglich war, wenn das Petrusgrab wirklich am Vatikan gelegen hatte. Dass es dort war, ist erwiesen, dass es später leer sein musste, ist erklärt worden. Es ist somit noch der Nachweis zu führen, dass die beiden Apostelfürsten tatsächlich einmal zusammen in San Sebastiano begraben waren. Lassen wir auch hier die literarischen Zeugnisse sprechen, wie sie Carcopino anführt.

Die Apostelgräber in San Sebastiano

Die Passio des hl. Sebastian berichtet, dass dieser unter Diokletian gemarterte Soldat bei den Überresten der Apostel (apud vestigia apostolorum) begraben worden war. Die älteste uns bekannte Märtyrerliste, Depositio Martyrum, deren Anfang in das Jahr 335 zu legen ist, erwähnt für den 29. Juni das Fest des hl. Petrus in den Katakomben und des hl. Paulus an der Via Ostia und zwar unter dem Konsulat von Tuscus und Bassus, d. h. im Jahre 258. Das Martyrologium des hl. Hieronymus, dessen älteste Fassung ins 5. Jahrhundert zurückgeht, feiert ebenfalls am 29. Juni das Fest des hl. Petrus und Paulus, Petrus im Vatikan, Paulus an der Via Ostia, beider zusammen in den Katakomben, unter dem Konsulat von Tuscus und Bassus, also auch im Jahre 258. Beide Dokumente decken sich somit darin, dass sie ein gemeinsames Fest für die beiden Apostel seit dem Jahre 258 in den Katakomben erwähnen (7). Da im Jahre 258 (Edikt vom August 257) bereits die Valerianische Verfolgung wütete, ist sehr begreiflich, dass die Christen für die Reliquien der beiden Apostel fürchteten, vor allem wenn wir bedenken, dass Petrus sicher in einer heidnischen Nekropole ruhte, die nachträglich am Orte seines Grabes entstanden war, und deshalb deren sterbliche Hüllen in ihrem eigenen Friedhof sicherstellen wollten. Weiter wurde im Jahre 1892 in San Sebastiano die Inschrift gefunden, die nach dem Liber Pontificalis Papst Damasus (366–384) am Doppelgrab der Apostelfürsten hatte anbringen lassen. Eine vollständige Abschrift derselben besitzen wir durch einen Mönch aus Einsiedeln aus dem VII. Jahrhundert. Sie lautet:

«Hic habitasse prius sanctos cognoscere debes
Nomina quisque Petri pariter Paulique requiris.»

«Wenn du die Namen von Petrus und Paulus suchst, so musst du wissen, dass die Heiligen hier einst gewohnt haben.»

Ebenso wertvoll ist ein graffito aus einer der Krypten der gleichen Katakomben: «Hic domus Petri», hier war das Haus des Petrus.

Carcopino weist nun nach, dass auf Grabinschriften «Haus» (domus) und «wohnen» (habitare) sehr oft im übertragenen Sinne gebraucht wurden als Ruhestätte oder ruhen nach dem Tode. Diese Interpretation erhält umso mehr Glaubwürdigkeit, da Carcopino das Wort «Namen» der Damasusinschrift mit «Reliquien» zu übersetzen vermag. Er stützt sich dabei auf

Grabinschriften aus verschiedenen Ländern, führt im besondern eine solche an aus Tixer, die auf einem Agape-Tisch angebracht war, der über der Ruhestätte von sechs Märtyrern stand, deren «Namen» (nomina) dort im Jahre 359 zusammen mit Erde aus dem heiligen Lande beigesetzt worden waren. «Namen» kann hier jedoch nur als «Reliquien» übersetzt werden, wenn diese Grabinschrift nicht sinnlos sein soll. Daraus leitet Carcopino die Berechtigung ab; die Damasusinschrift folgendermassen zu übersetzen:

«Wenn du nach den Reliquien von Petrus und auch von Paulus suchst, so musst du wissen, dass die Heiligen hier einst geruht haben.»

Die Ausgrabungen in San Sebastiano, von 1915–1922, geben Carcopino hierin vollends recht. Hunderte von graffiti im dortigen Agape-Saal flehen um die Hilfe von Petrus und Paulus, oder Paulus und Petrus. Beide werden immer zusammen angerufen, was notwendigerweise auf eine gemeinsame, gleichzeitige Begräbnisstätte schliessen lässt. Chronologisch müssen, nach Carcopino, diese graffiti nach 244 angesetzt werden, womit das Jahr 258, für das die Märtyrerlisten zum ersten Male das Doppelfest von Petrus und Paulus vom 29. Juni in San Sebastiano ansetzen, absolut vereinbar ist.

In Verbindung mit den archäologischen Funden unter Sankt Peter und an den andern erwähnten Orten in Rom formen sich die literarischen Zeugnisse zu einem Mosaik, in dem nicht die einzelnen Steinchen, wohl aber deren Verbindung und Zusammenstellung ein deutliches Bild ergeben. Das Bildmosaik, das Carcopino mit seiner Beweisführung geschaffen hat, lässt das Petrusgrab unter der Kuppel Michelangelo's als geschichtliche Wirklichkeit erkennen, die heute nicht mehr abgetan werden kann mit einer Hypothese, oder irgendwelcher unbewiesener Vermutung, wie wir sie vor allem bei Armin von Gerkan finden. Drei, auf den ersten Blick zwar verblüffende, für den oberflächlichen Beobachter sogar scheinbar widersprechende Tatsachen, stehen heute fest: Petrus ist am Vatikan begraben worden. Sein Grab befand sich dort, unter dem Tropaion des Gaius, bis die Christen zur Zeit der Valerianischen Verfolgung seine sterbliche Hülle aus der heidnischen Nekropole, in der das Tropaion unter freiem Himmel stand, in den Sebastianskatakomben bargen. – Petrus und Paulus waren vom Jahre 258 an gemeinsam in den Sebastianskatakomben bestattet, wahrscheinlich, wie Carcopino mit guten Argumenten nachzuweisen sucht, bis zum Jahre 336. In diesem Jahre wären die Reliquien des hl. Petrus zurückgebracht worden zum Vatikan, die des hl. Paulus an die Via Ostia. – Das leere Grab, das die Ausgrabungen von 1940–1950 freigelegt haben, ist verständlich angesichts der Plünderungen dieser hl. Stätte, die uns für die Zeit nach der Erstellung der Konstantinischen Basilika verbürgt sind.

Der von Armin von Gerkan vermisste und tatsächlich auch nicht gefundene, prunkvolle Sarg, in dem die Christen bei der Retranslation die Gebeine des Apostelfürsten selbstverständlich aufgestellt hätten, ist kein Beweis gegen ein wirkliches Petrusgrab am Vatikan. Er rechtfertigt auch nicht die Behauptung, die ersten Christen, und mit ihnen Konstantin und die ganze Welt, hätten geglaubt, das Grab befände sich dort. Die zeitweilige gemeinsame Grabstätte von Petrus und Paulus in San Sebastiano ist keine blosser Ausflucht oder Ersatztheorie für das nach Armin von Gerkan von den Christen durch Nachgrabungen am Vatikan gesuchte, aber nicht aufgefundene Petrusgrab, sondern eine geschichtliche Tatsache.

Die graffiti bei der Apostel-Memorie

Die Richtigkeit der eben angeführten Tatsachen erhellt letztlich auch aus den graffiti, die bei der Apostel-Memorie am Vatikan an der bereits erwähnten Stützmauer gefunden worden sind.

Diese Mauer ist zur Behebung eines Risses in der roten Mauer erstellt worden, die die Rückwand des Tropaion bildete. Über diesen Tatbestand wie auch darüber, dass diese Stützmauer zeitlich viel später (ca. zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts) als die rote Mauer erbaut wurde, sind sich die Archäologen einig. Eine exakte, absolute Chronologie ist dafür schwer aufzustellen. Das gleiche gilt auch für die graffiti auf Mauer g, die aber auf jeden Fall später als g zu datieren sind. Carcopino versucht wenigstens eine approximative Datierung. Sein Ausgangspunkt ist das Christus-Monogramm X P, das unter den dortigen graffiti jene aufweisen, die eine Invokation an Christus enthalten. Dieses Christus-Monogramm hat Konstantin zum ersten Male auf seine Münzen geprägt zwischen 317-320. Für Carcopino ist es klar, dass dieses Monogramm nicht eine Erfindung Konstantins sein kann. Es muss vom ersten christlichen Kaiser als etwas bereits Bestehendes übernommen worden sein, denn Konstantin will damit seine engste Verbundenheit mit der Religion Christi bezeugen. Dafür kann er aber kaum ein von ihm neu geschaffenes, daher unverständliches Zeichen wählen, sondern muss logischerweise etwas bereits Vorhandenes verwenden. Diese Überlegung hat sich als richtig erwiesen, denn dieses Christus-Monogramm ist bereits in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in verschiedenen Katakomben als vorkonstantinisch nachgewiesen. In einem Falle lässt es sich sogar in Verbindung mit dem Amtsjahr eines Konsuls für das Jahr 269 datieren. Auch eines der Monogramme auf der Stützmauer g am Tropaion ist nach Carcopino für das Jahr 298 mit Sicherheit festgelegt worden.

Diese Chronologie der graffiti am Tropaion des Gaius würde somit besagen, dass diese Kritzelinschriften gerade zu der Zeit entstanden sind, da die sterblichen Überreste des Apostelfürsten nicht mehr am Vatikan geborgen waren. Selbst wenn wir nicht wissen, warum Christen trotzdem dorthin gepilgert sind, eines ist sicher: diese graffiti an der Apostel-Memorie am Vatikan dürfen keine Anrufungen zu Petrus enthalten. Carcopino hat gerade diesbezüglich die dortigen Kritzelinschriften aufs genaueste untersucht und er kommt zum Ergebnis, dass nicht eine einzige den Namen Petri enthält. Alle, soweit sie eine eigentliche Invokation enthalten, wenden sich direkt an Christus, ohne die Vermittlung des Apostelfürsten. Hatte man erst erwartet, diese graffiti würden den Namen Petri enthalten und einen Hinweis auf sein Grab bieten, so müssen

wir heute nicht nur zugeben, dass dies nicht der Fall ist, sondern gar nicht möglich sein kann, auf Grund unserer Kenntnis der graffiti anderer Märtyrergräber. So wünschenswert ein derartiger schriftlicher Hinweis auf die Anwesenheit des Petrusgrabes wäre, so begrüssenswert ist die Logik, mit der sich die graffiti am Orte der ursprünglichen Ruhestätte des Apostelfürsten in das von Carcopino entworfene Gesamtmosaik gleichsam als Schlussstein zur endgültigen Vollendung des Bildes einreihen.

Carcopino's Beweisführung für die tatsächliche Auffindung des Petrusgrabes kann nur entkräftet werden, wenn die von ihm verwendeten literarischen Quellen und die archäologischen Funde als nicht stichhaltig erwiesen werden können...

Versuche einer Widerlegung werden kaum ausbleiben, aber ihr Schicksal dürfte ziemlich das gleiche sein wie jenes der Evangelien: nach einer fast totalen Leugnung musste man sich mehr und mehr dazu bequemen, ihren Wahrheitsgehalt zuzugestehen. Selbst für heiss umstrittene Stellen, wie Mt. 16, 18, liess sich auf die Dauer weder die Interpolationstheorie, noch irgendeine Umdeutung aufrecht erhalten, man sah sich gezwungen, ihren objektiven Sinn anzunehmen:

«Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.»
Josef Zihler

Anmerkungen:

- (1) Esplorazioni sotto la Confessione di San Pietro in Vaticano, Città del Vaticano, 1951.
- (2) Z. B. «Stimmen der Zeit», August und September 1952, Engelbert Kirschbaum: Das Petrusgrab. - «Wort und Wahrheit», April 1952, Hermine Speier: Memoria Sancti Petri.
- (3) «Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung», Berlin, 15. November 1952, Armin von Gerkan: Die Forschung nach dem Petrusgrab. - «Evangelische Theologie», München, Januar 1953, Ernst Schäfer: Das Apostelgrab unter Sankt Peter in Rom.
- (4) «Reformatio», Juni 1952, Peter Vogelsanger: Petrusgrab und Papsttum. - Hermann Kronsteiner: Das Petrusgrab, Verlag Styria, Wien, 1952.
- (5) Jérôme Carcopino: Les Fouilles de Saint-Pierre, in «La Revue des deux Mondes», 1952, 15. Oktober, 1. November, 15. November, 1. Dezember.
- (6) Liber Pontificalis: Biographische Papstgeschichte von Petrus bis Martin V. († 1431), im ältesten Teil unter Bonifaz II. (530-532) entstanden.
- (7) Für die Divergenz der Texte siehe Carcopino.

Ex urbe et orbe

Tito in England

Die Haltung der englischen Katholiken

Marschall Tito ist mit grossem Pomp an der Westminsterbrücke, in der Nähe des Parlamentsgebäudes, gelandet. Die Zitadelle der jahrhundertealten verfassungsrechtlichen Monarchie hat dem jugoslawischen Diktator einen festlichen Empfang auf seiner ersten ausländischen Reise bereitet, dessen Höhepunkt ein Mittagessen mit der Königin im Buckinghampalast war. Andere Empfänge bei Premierminister Churchill, Aussenminister Eden und im Parlament schlossen sich an. Der Marschall ist wieder abgereist und kann des propagandistischen Erfolges seiner Londoner Reise sicher sein. Er kam zeitgemäss, denn der Tod Stalins hat die Augen der Welt mehr denn je auf den Mann gerichtet, der Stalin zu widersprechen wagte, und dessen Abfall im internationalen Kommunismus als grösstes Verbrechen der Nachkriegszeit betrachtet wird.

In Shakespeares King John heisst es, dass die Not einen zu seltsamen Schlafstellen bringt. Die Königin von England wird von insgesamt 24 Millionen Katholiken in Grossbritannien und im Commonwealth anerkannt. Staatsinteressen haben zu der Einladung Titos geführt und zu dem Konflikt zwischen

den katholischen Untertanen Königin Elisabeths II., denen das Schicksal ihrer katholischen Mitbrüder in Jugoslawien am Herzen liegt, und den zweifellos nicht weniger ehrlichen Absichten des britischen Aussenministers, die Verteidigung der freien Welt gegen den Kommunismus mit allen Mitteln zu stärken. Es kann dabei an die Folgen eines ähnlichen Bündnisses mit Stalin im Jahre 1941 erinnert werden. Damals war der Krieg heiss und nicht kalt wie heute, aber die Missachtung ideologischer und moralischer Grundsätze hat sich bitter gerächt. Auch die Politik muss solche Grundsätze anerkennen, und die Proteste der englischen Katholiken waren darauf gerichtet, in Regierungskreisen ein Verständnis dafür zu erwecken, dass rein materialistische Bemühungen um die Stärkung der Verteidigung des Westens der Sache der Freiheit nicht dienlich sein können.

Diejenigen englischen Katholiken, die das Zweckbündnis mit dem titoistischen Jugoslawien völlig ablehnen, sind jedoch in der Minorität. Unter ihnen befinden sich die bekannten Schriftsteller Evelyn Waugh und Colm Brogan. Brogan, der der Redaktion des konservativen Daily Telegraph angehört, sprach vor kurzem in einer Massenversammlung in Glasgow und bezeichnete die Titoeinladung als «schwere Unge-

rechtigkeit». Die vergangenen sechs Jahre hätten das ganze Ausmass des Fehlers, Moskau zu trauen, enthüllt. Sein Preis waren Tausende von Menschenleben. Dieser Fehler würde heute allgemein eingestanden. Aber wir wären dabei, den gleichen Fehler mit Tito von neuem zu begehen. Wir wüssten keineswegs, ob Tito ein vertrauenswürdiger Bundesgenosse sei. Der Romanschriftsteller Evelyn Waugh, der dafür bekannt ist, dass er sich selten ein Blatt vor den Mund nimmt, schrieb in der populären Sonntagszeitung Sunday Express über «Unsere Unehrengast», der heute die Engländer täuschen würde, wie er es 1944 getan hätte, und dem nicht zu trauen sei, da er nacheinander Kaiser, König, Freunde und schliesslich sogar seine Anhängerschaft an Stalin verraten habe.

Die Erklärungen Kardinal Griffins haben jedoch auf Grund ihrer gemässigten Ausdrucksweise und weitblickenden staatsmännischen Sicht in katholischen Kreisen und besonders im nicht-katholischen England grössere Zustimmung gefunden. Der Erzbischof von Westminster hat von Anfang an darauf bestanden, nicht den Besuch des Marschalls als solchen anzugreifen, da Staat und Kirche nun einmal oft diplomatische Beziehungen zu unterhalten hätten, die keineswegs als moralische Anerkennung auszulegen seien. Dem englischen Kardinal ging es darum, die britische Regierung von der im Lande weitverbreiteten Entrüstung über die religiöse Verfolgung in Jugoslawien in Kenntnis zu setzen. Seiner Meinung nach sind unmässige Ausfälle gegen Tito nur dazu angetan, in den Augen der englischen Öffentlichkeit die katholische Haltung mit der der Kommunisten zu identifizieren. Mit persönlichen Ausfälligkeiten kann dem Schicksal der jugoslawischen Christen, um das es doch in erster Linie geht, nur geschadet, nicht aber genutzt werden.

Diese Ansicht Kardinal Griffins hat sich auch die «Catholic Union» zu eigen gemacht, die kurz vor dem Besuch Titos der englischen Regierung ein Memorandum überreichte, das die Meinung der überwiegenden Mehrheit der englischen Katholiken vertritt. Unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk sind in der «Catholic Union» neunzehn englische und schottische Laienorganisationen sowie führende Persönlichkeiten vertreten. Die Union ist als ein Instrument gemeinsamer Aktion gedacht und nicht eine regelmässig zusammentretende Körperschaft. Die grossen Unterschiede in der sozialen Zusammensetzung der englischen Katholiken haben gezeigt, dass gemeinsame Aktion in bestimmten abgegrenzten Fragen leichter zu erreichen ist, als eine ständige Aktion auf weiterem Gebiet. Die Catholic Union tritt zwei-, dreimal im Jahr zusammen. Sie entsprang der Notwendigkeit, die die Kirche in England besonders zu beachten hat, etwa auf dem Gebiet der Schulfrage eine einmütige Meinung zu vertreten, die die eigenen Prinzipien mit dem Bewusstsein einer Minoritätsstellung zu vereinigen versteht. Seit der Errichtung der neuen katholischen Hierarchie um die Mitte des letzten Jahrhunderts ging es den englischen Katholiken darum, sich ihrer Umwelt als ebenbürtige Staatsbürger guten Willens zu erweisen, und jene Stellung, die ihnen das protestantische England seit der Reformation abzuerkennen getrachtet hatte, wiederzugewinnen.

Solche Bemühungen verpflichten zu Mässigung und Weitsicht, und das jetzige Memorandum der «Catholic Union», dem Premierminister Churchill seine «gewissenhafteste Würdigung» versprochen hat, wird diesen Zielen gerecht und hat daher einen tieferen Eindruck in der nicht-katholischen, englischen Umwelt hinterlassen, als dies von persönlichen Angriffen auf Tito zu erwarten gewesen wäre.

Die folgenden Punkte werden in dem Memorandum erneut klargestellt. Erstens, dass es sich in der jugoslawischen Religionsverfolgung eher um administrative als um verfassungs-

rechtliche Massnahmen handelt. Zweitens, dass das besonders bedrohliche Zeichen dieser Verfolgung eine systematische Absicht ist, die neue Generation nicht im christlichen Glauben aufwachsen zu lassen. Drittens, dass die Aufhebung dieser Verfolgung der jugoslawischen Staatseinheit genau so wenig schaden könnte wie die Praxis religiöser Freiheit der nationalen Einheit in England. Viertens, dass das wünschenswerte engere Einvernehmen zwischen Jugoslawien und Grossbritannien durch die Aufhebung der gegenwärtigen anti-christlichen und tyrannischen Politik Marschall Titos nur gefördert werden kann.

Das Memorandum protestierte also nicht gegen den Besuch Titos noch kritisierte es die Erwägungen, die die konservative Regierung zu dieser Einladung verleiteten. Die «Catholic Union» ging von der zweifellos richtigen Voraussetzung aus, dass unter den gegenwärtigen Umständen der bedrohten Lage der Kirche in Jugoslawien nur eine vernünftige Haltung der englischen Katholiken bei Regierung und Umwelt von Nutzen sein könnte. Diese Erwartung war nicht verfehlt.

Fast die gesamte nicht-katholische Presse zeigte sich von dem Dokument beeindruckt. Der Daily Telegraph schrieb in einem Leitartikel, dass die von Tito gesuchte Verbindung mit dem Westen ihn zur Mässigung jener Seiten seines Regimes, gegen die berechnete Klagen erhoben werden, verleiten sollte. Die mächtigen Ruinen des Palastes von Diokletian in seinem eigenen Lande könnten Tito von der letztlichen Nutzlosigkeit religiöser Verfolgungen überzeugen. Und auch Heinrich IV. von Frankreich könne ihm als Beispiel dienen, selbst gegen seine Überzeugung, «Belgrad als einer Messe wert zu erklären». Der an sich nicht sehr katholikenfreundliche Manchester Guardian, wie auch der den Quäkern nahestehende liberale News Chronicle zeigten sich von der «vernünftigen und gemässigten Haltung der englischen Katholiken» beeindruckt und teilten ihre Besorgnis um die zwangsweise atheistische Ausrichtung des jugoslawischen Staates, betonten aber gleichzeitig, dass einer Politik, die Marschall Tito mit der Sache des Westens enger zu verknüpfen suche, die Einführung religiöser Freiheit in Jugoslawien dienlicher sei als eine gemeinsame Front, die ihn in der Verfolgung bestärke.

Einige anglikanische und protestantische Kreise nahmen die Gelegenheit des Titobesuchs zur Bezeugung ihrer anti-katholischen Gefühle wahr, aber die anglikanische Church Times, die den Besuch als politisch gerechtfertigt erklärte, erinnerte gleichzeitig an die Worte des Erzbischofs von Canterbury, der darauf bestanden hatte, dass man Tito von dem in England vorherrschenden Abscheu gegen jegliche religiöse Verfolgung in Kenntnis setzen müsse.

Die Communiqués, die bei derartigen Besuchen veröffentlicht werden, konnten keinen Aufschluss darüber geben, ob die britische Regierung diese Ratschläge befolgte. Die Zukunft in Jugoslawien wird dies beweisen. Jedenfalls war es eine der nicht wenig eindrucksvollen Seiten der katholischen Haltung, dass in vielen englischen Kirchen während des Titobesuches besondere Messen gelesen wurden, die das Ende der religiösen Verfolgung in Jugoslawien zur Intention hatten. Douglas Hyde, ehemals Nachrichtenredaktor des kommunistischen Daily Worker und jetzt Redaktionsmitglied des Catholic Herald, schrieb hierüber in einem offenen Brief an Tito - «Von einem früheren Stalinisten zum anderen» -, dass die Bedeutung dieser Messen dem jugoslawischen Diktator auf Grund seiner katholischen Kindheit klar sein dürfte. «Ich habe noch nie einen abgefallenen katholischen Kommunisten gekannt, den sein schlechtes Gewissen nicht gequält hätte. Sie, Marschall Tito, mögen es darauf abgesehen haben, uns unsere Prinzipien abspenstig zu machen. Wir aber beabsichtigen, Sie ihres schlechten Gewissens zu entledigen.»

Roland Hill.

Soziale Bücher

Die Anfänge des Sozialen Katholizismus in Frankreich

Duroselle, J.B.: Les débuts du Catholicisme Social en France (1822/1870), (Biblioth. Science Politique), Paris, Presses Universitaires de France, 1951, XII-787 S.

Meist ist vom sozialen Kapitalismus in Frankreich nur das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts mit den Namen Albert de Mun und La Tour du Pin bekannt. Andererseits spürt man in der heutigen sozialen Bewegung des französischen Katholizismus sehr deutlich ganz verschiedene Strömungen, die ihre geheimen Quellen doch schon tief in den Anfängen des letzten Jahrhunderts haben. Duroselle hat nun in einer ausgezeichneten, sehr eingehenden (fast 800 Seiten umfassenden) und auf umfangreichen Quellenstudien beruhenden Arbeit die Anfänge des französischen sozialen Katholizismus geschildert. Man liest auch heute noch mit Nutzen und Erregung über die Kämpfe, die die damaligen Pioniere zu bestehen hatten, bis endlich das Verständnis für das Neuartige der industriellen Zivilisation in breiteren, und vor allem auch in den führenden Schichten Frankreichs zu erwachen begann. Man kann sich heute nur schwer eine Vorstellung davon machen, welche Mühe es kostete, bis die rein karitative Behandlung der sozialen Frage einer echten Erfassung der wirklichen Lage mit ihren soziologischen, kulturellen, politischen, weltanschaulichen Hintergründen Platz machte - wobei man vielleicht zur Überzeugung kommen mag, dass der Prozess in manchen Kreisen bis heute noch nicht zum glücklichen Abschluss gekommen ist. Andererseits scheinen manche sozialpolitisch interessierte Kreise des sogenannten Linkskatholizismus in Reaktion gegen die übermäßig vereinfachende Einstellung der Gegenseite ebenso einseitigen, beinahe mechanischen organisatorischen Lösungen zuzustreben, unter Vernachlässigung der Liebesgesinnung. Die päpstlichen Dokumente stellen dem gegenüber immer wieder fest, dass weder Liebe ohne Gerechtigkeit, noch Gerechtigkeit ohne echte Liebe (oder wie man in diesem Bereich vielleicht verständlicher sagen mag: ohne gegenseitiges Verständnis und Wohlwollen) die soziale Frage zu lösen vermögen.

Duroselle grenzt den «sozialen» Katholizismus klar und richtig gegen den «caritativen» in dem Sinne ab, dass der soziale Bereich es nicht einfach mit den ehemaligen «Armen» zu tun hat, sondern mit einer Schicht, die durch das soziale Gefüge im Gefolge der industriellen und politischen Revolution in elende Lage gekommen ist. Deshalb geht der soziale Katholizismus von der Überzeugung aus, dass ohne institutionelle Reformen (Vereinigungen, Gesetze, Änderung der gesellschaftlichen Ordnung) nicht auszukommen ist.

In den Anfängen des französischen sozialen Katholizismus, d. h. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, lassen sich deutlich drei verschiedene Richtungen unterscheiden: die der demokratischen, der konservativen und der gemäßigten, vermittelnden Katholiken. Alle drei entfalteteten sich besonders zur Zeit der Juli-Monarchie zwischen 1830-1848. Der Schock der Februar-Revolution von 1848 brachte sie dann vorübergehend zusammen. Aber schon bald wendeten sie sich von den «harmonischen» Scheinlösungen wieder ab, traten mehr als je auseinander und verwickelten sich zum Teil in bittere gegenseitige Kämpfe, die bald nur noch die beiden Extreme übrig liessen: die extrem Fortschrittlichen und die extrem Konservativen. An diesem Zwiespalt leidet Frankreich - auf politischem wie sozialem, und nicht zuletzt auf kulturellem, literarischem und kirchlichem Gebiete - noch heute. Unter dem zweiten Kaiserreich, das mit dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 zur (freilich nur 20 Jahre dauernden) Herrschaft gelangt war, wurden die sozialistischen Strömungen von den Aufgeklärt-Liberalen in den Untergrund gedrängt, während auf katholischer Seite fast nur die konservativen, paternalistischen Kreise übrig blieben.

Es ist interessant zu sehen, wie es schon vor der Jahrhundertmitte die Prêtres «socialistes chrétiens» gab, die mit der kirchlichen Autorität in Spannung und Konflikt gerieten. Auf der Seite der konservativen Katholiken taten sich besonders eine ganze Reihe von Adligen hervor, die bei aller überholten Einstellung doch das Verdienst haben, wenigstens tatsächlich etwas für die Arbeitenden ins Werk gesetzt zu haben: Armand de Melun, der Förderer der Idee der (später so verspotteten und geradezu verhassten) «Patronages», sozialer Gesetze und Genossenschaften; die Société d'Economie Charitable (1846); Benoit d'Azy; Frédéric le Play usw. Fast am schwierigsten hatten es die Vertreter der Mitte, wie Ozanam, der Begründer der Vinzenz-Konferenzen, die Société de S. François Xavier, die immerhin, unter dem kräftigen Impuls von Ledreuille, dem «Prêtre des ouvriers», 15 000 Arbeiter der Pariser Gegend um sich zu sammeln vermochte. Die kirchliche Hierarchie war damals vom Kampf für die Verteidigung des Glaubens gegen den herrschenden Indifferentismus, gegen die immer stärker hervortretende Feindseligkeit der Regierung derart in

Anspruch genommen, dass sie sich, bis auf wenige Ausnahmen, von der ungeheuren Umschichtung und neuen Problematik der Welt der Arbeit kaum Rechenschaft zu geben vermochte. Man hielt sich an die traditionellen Mittel der «Karitas» gegenüber dem wechselnden «Pauperismus», an die rein religiös gesehene Forderung der Sonntagsheiligung, predigte den Reichen die Pflicht des Almosengebens, den Armen und Entrechteten die Ergebung in das auferlegte Schicksal, vermochte aber damit natürlich nicht an die Wurzel des Elendes der Kinder- und Frauenarbeit, der schrecklichen Wohnungsnot, der überlangen und ausserdem sehr unsicheren Arbeitszeit, der ständigen Bedrohung durch Arbeitslosigkeit, der Verwilderung und Verlotterung der Familien usw. heranzukommen oder gar deren Verbitte- rung erzeugende Quellen zu verstopfen. Man kann sich freilich fragen, ob dies in erster Linie die Aufgabe der Bischöfe und nicht viel mehr der Laien gewesen wäre.

Tatsache ist, dass unter dem Einfluss dieser Verhältnisse, und vor allem durch die ständig schärfer werdende Säkularisierung des Schul- und Bildungswesens und der damit verbundenen Verächtlichmachung und gleichzeitigen Ausplünderung der Kirche die soziale Spannung wuchs und die Masse der Arbeiterschaft immer mehr der Kirche entfremdet wurde. Tragisch mutet an, dass in dieser Zeit selbst Männer wie Ozanam und Melun, die sich ernstlicher der verelendeten Massen annehmen wollten, von führenden Katholiken wie Montalembert und Louis Veuillot in ihren Bestrebungen abgelehnt, ja bekämpft wurden. So manche herrliche Bemühung und Aufopferung im einzelnen Duroselle zu berichten vermag, und so manche der damals von den sozial aufgeschlossenen Kreisen vorgetragenen Gedanken wenigstens später besonders durch Albert de Mun fruchtbar geworden sind, so war doch das Ergebnis der damaligen Entwicklung für Frankreich auf Jahrzehnte hinaus die Trennung der arbeitenden Massen von der Kirche, und andererseits die Spaltung unter den führenden Katholiken, die viele Kräfte lähmte, die an anderen Stellen der Kampf- front so dringend notwendig gewesen wären. Die extreme Bewegung des Sillon einerseits, der Action française andererseits sind späte Wellen jener Stürme.

Wie manches hätte anders kommen können, wenn sich in Frankreich Bewegungen hätten durchsetzen können, wie sie etwa zu gleicher Zeit im katholischen Rheinland von Kolping und Ketteler ausgingen!

So bietet uns die treffliche Studie von Duroselle nicht nur manche Erklärung für die Schwierigkeiten der heutigen Lage des Katholizismus in Frankreich, sondern auch Belehrung und Ansporn für so manche Kämpfe der Gegenwart!

Dd

Aktuelles aus ausländischen Fachzeitschriften und Berichten

«Ausländische Sozialprobleme». Herausgegeben vom Deutschen Landes-Ausschuss der Internationalen Konferenz für Sozialarbeit in Köln (Werderstr. 1), betreut von Dr. Gabriele Wülker.

Seit etwas über zwei Jahren kommt eine schlichte, aber sehr nützliche Zeitschrift heraus, die Berichte über ausländische Sozialprobleme in (übersetzten) Artikeln aus internationalen oder nationalen Fachzeitschriften des betreffenden Landes darbietet. Natürlich können die knappen Artikel von 6-10 Spalten die einzelnen Probleme nicht bis in alle Einzelheiten behandeln. Sie bieten aber ein Doppeltes: Sie zeigen, welche Probleme im betreffenden Lande im Vordergrund der Diskussion stehen und vermitteln auf diese Weise eine Menge recht nützlicher Anregungen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Weite des Blickes, die glückliche Auswahl und die trefflichere Übersetzung, die eine persönliche Vertrautheit mit diesen Problemen verrät.

Das Februarheft behandelt u. a. die interessanten Ergebnisse der österreichischen Volkszählung 1951, die eine Verlagerung des Schweregewichtes nach dem Westen anzeigt - Elternvereinigungen und Familienorganisationen in Frankreich - Das Wohnproblem in der Welt - Probleme des Jugendstrafrechtes.

Frühere Hefte behandelten u. a.: Die Familie und ihre soziale Bedeutung - Überalterung der Bevölkerung und deren soziale und wirtschaftliche Folgen (Mai 1952) - Das Menschenpotential Russlands - Internationaler Soziologenkongress in Istanbul (Dez. 1952) - Italiens Sozialprobleme - Asien und der soziale Gedanke - Entwicklung der Sozial-¹asten in Grossbritannien, usw.

Wenn ein Wunsch angebracht werden kann, so wäre es dies, dass auch auf bedeutsame Bücher von internationaler Bedeutung hingewiesen würde, besonders auf solche, die dokumentarisches Material in guten Zusammenfassungen darbieten.

Dd.

Zur Mitbestimmung der Arbeitnehmer

Gerhard Boldt: Mitbestimmungsgesetz Eisen und Kohle, aus der Reihe: Beck'sche Kommentare zum Arbeitsrecht, herausgegeben von Alfred Hueck und H. C. Nipperdey im Verlag C. H. Beck, München und Berlin, 196 Seiten, 1952.

Dr. Gerhard Müller und Dr. Rudolf Lehmann: Kommentar zum Mitbestimmungsgesetz Bergbau und Eisen. Verlagsgesellschaft «Recht und Wirtschaft» m.b.H. Heidelberg, 240 Seiten, 1952.

Hans-Wilh. Kötter: Gesetz über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie, vom 21. Mai 1951. Walter de Gruyter & Co. Verlagsanstalt, Berlin, 1952, 252 Seiten.

Über das viel umstrittene Mitbestimmungsgesetz sind schon eine Reihe von Kommentaren erschienen, die nicht nur für den Juristen und Praktiker, sondern auch für den Sozialpolitiker von Interesse sind.

Der Kommentar von Boldt hat ausgesprochen rechtswissenschaftlichen Charakter, bearbeitet eine bereits ziemlich reichliche Literatur und bringt als besondere Beigabe eine ganze Reihe von wichtigen offiziellen Texten, die das Gesetz über die Mitbestimmung vorbereiteten oder kommentierten. Die Einführung bringt auf 15 Seiten die Entstehungsgeschichte des Gesetzes und eine eingehende Übersicht über den Inhalt. Im Anhang sind die gemeinsam vereinbarten «Richtlinien» vom 27. Januar 1951,

die Rede Bundeskanzler Adenauers vom 14. Februar 1951, die Rede des Bundesministers für Arbeit, Storch, ferner die einschlägigen Bestimmungen des Gesellschaftsrechtes und die Liste der in Betracht kommenden Gesellschaften wiedergegeben.

Der Kommentar von Müller und Lehmann verfolgt mehr praktische Zwecke, ist leicht und flüssig, auch für den Praktiker verständlich geschrieben. Besonders interessant sind die Ausführungen über die Stellung des neuen Arbeitsdirektors. Der Anhang gibt ausserdem die einschlägigen Texte früherer Gesetze wieder.

Wer sich über die rechtliche Ausgestaltung des neuen Gesetzes und deren Probleme Rechenschaft ablegen will, muss zu einem solchen Kommentar greifen.

Ein sehr sorgfältiger und ausführlicher, eher kritischer Kommentar, der absichtlich und ausgesprochenermassen nicht von soziologischen, sondern rein juristischen Erwägungen ausgeht und darum die Unklarheiten des neuen Gesetzes mit scharfem Auge erspät und heraushebt. Gerade dieser Kommentar macht sichtbar, wie durch das neue Gesetz ganz neue Elemente ins Aktienrecht eingeführt worden sind, und dass man die einzelnen Elemente in einer gelegentlichen Revision noch besser aufeinander abstimmen muss. Im Grunde wollte das geforderte Mitbestimmungsrecht die Mitbestimmung nicht über das Eigentum, sondern über dessen Betrieb und Ausnützung geben; es hat dazu aber Gesellschaftsorgane benützt, die früher ausschliesslich Organe der Eigentümer waren. Darum ist eine gewisse Zwiespältigkeit eingetreten, die mit dem Gedanken an sich nicht notwendig verbunden ist.

J. David

Neuerscheinungen

(Bespreehung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Asmussen Hans: Der Römer-Brief. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart, 1952. 371 S., broschiert.

Barth Petrus/Dora Scheuner: Joannis Calvini, Opera Selecta, Volumen II. Chr. Kaiser-Verlag, München, 1952. Für die Schweiz: Evang. Verlag AG., Zollikon-Zh. 404 S., Fr. 34.30.

Bloy Léon: Das Heil und die Armut. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1953, 401 S., Leinen DM 12.80.

Brinktrine Johannes: Die Lehre von Gott. 1. Bd.: Von der Erkenntnis, vom Wesen und von den Vollkommenheiten Gottes. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1953. 298 S., broschiert DM 12.—, geb. DM 14.80.

Courthion Pierre: A. D'Altri (Zeitgenössisches Kunstschaffen IV). NZN-Buchverlag, Zürich, 1952.

«Die Kirche» (Sonderheft Nr. 11/12, 1953, der «Schweizer Rundschau»). Verlag der Buchdruckerei H. Börsigs Erben AG., Zürich, 1953. 120 S., Fr. 4.—.

Dillersberger Josef: Matthäus, Band I: Sein Kommen in Vielfalt. Otto Müller-Verlag, Salzburg, 1953. Taschenformat, 176 S., Leinen Fr. 7.10.

Dirks Walter: Die Antwort der Mönche. Verlag der Frankfurter Hefte, Frankfurt a. M., 1952. 238 S.

Ebner Ferdinand: Gesammelte Werke. 1. Band: Das Wort und die geistigen Realitäten. Thomas Morus-Presse im Verlag Herder, Wien, 1952. 361 S., Leinw. Fr. 15.—, Subskr.-Preis Fr. 13.60.

v. Gagern Friedrich E.: Die Zeit der geschlechtlichen Reife. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1952. 200 S., geb. DM 5.20.

Garrigou-Lagrange, OP.: Des Christen Weg zu Gott, Band I. Rex-Verlag, Luzern, 1953. 506 S., Leinen.

Gilson Etienne: Dante und die Philosophie. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1953. Grossoktav, 398 S., Leinen Fr. 21.30, brosch. Fr. 18.50.

Görres Ida Friederike: Das grosse Spiel der Maria Ward. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1952. 260 S., Leinen DM 8.80.

Haag Herbert: Bibel-Lexikon, Liefg. 3. Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Einsiedeln. Fr. 11.—.

Haluschka Helene: Frauen werden nicht gefragt (Roman). Verlagsgruppe Styria-Pustet-Moser, Graz-Wien-Altötting, 1952. 501 S., Leinen Sch. 73.50.

Jantsch Franz: Ich war in Fatima. Verlagsgruppe Styria-Pustet-Moser, Graz, 1952. 176 S., 20 Bilder, kart. Sch. 33.—, Halbleinen Sch. 43.—.

Kaps Dr. Johannes: Die Tragödie Schlesiens 1945/46 in Dokumenten. Verlag «Christ Unterwegs», München, 1952/53. Leinen, 552 Seiten.

von Kempen Thomas: Die Herberge der Armen. Walter-Verlag, Olten, 1952. 169 S., Leinen.

Krempel Anton: Der Sinn des Messopfers. Verlag Räber & Cie., Luzern, 1953. 96 S., Pappband Fr. 6.05.

Krings Hermann: Der Mensch vor Gott. Die Daseinserfahrung in den Psalmen. Werkbund-Verlag, Würzburg, 1952. 1. Auflage, 136 S., kart. DM 4.80, Ganzl. DM 6.80.

Kronsteiner Hermann: Das Petrusgrab. Verlagsgruppe Styria-Pustet-Moser, Graz-Wien-Altötting, 1952. 167 S., 16 Bilder, kart. Sch. 33.—.

Langeac Robert de: Geborgenheit in Gott. Aufzeichnungen eines zeitgenössischen Mystikers. Benziger Verlag, Einsiedeln, 1952. Sammlung «Licht vom Licht». Band II, 172 S., geb. Fr. 8.90 / DM 8.60.

Lippert Peter S. J.: Von Christentum und Lebenskunst. Verlag Ars sacra Josef Müller, München, 1933. 240 S., Leinen geb. Fr. 12.50, brosch. Fr. 9.15.

Lorson Pierre S. J.: Wehrpflicht und christliches Gewissen. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt, 1952. 236 S., brosch. DM 5.80.

von Matt Leonard/Walter Hauser: Franz von Assisi. NZN-Buchverlag, Zürich, 1952. 312 S., davon 200 Seiten Bilder. Format 18x24 cm, Leinen Fr. 24.70.

Mauriac François: Leben Jesu. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1953. 4. unveränd. Auflage, Oktav, 298 S., Leinen Fr. 10.50.

Mayer P. Beda: Eine Opferseele. Die Dienerin Gottes Maria Bernarda Büttler. Drittordenszentrale, Schwyz, 1952. 366 S., Ganzleinen Fr. 8.90.

Meissinger Karl August: Der katholische Luther. A. Francke AG., Verlag, Bern, 1952. Brosch. Fr. 16.45, geb. Fr. 20.60.

Merton Thomas: Der Aufstieg zur Wahrheit. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1952. 320 S., Grossoktav. Geb. Fr. 15.80/DM 15.—.

Moschner Franz M.: Das Himmelreich in Gleichnissen. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1952. 348 S., Leinen.

Mouroux Jean: L'Expérience Chrétienne. Aubier, Editions Montaigne, Paris, 1952. 376 S., brosch. f. Fr. 795.—.

Müller P. Marianus, OFM.: Die Verheissung des Herzens. Zur Theologie des Ewigen im Menschen. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1953. 412 S., Leinen Fr. 15.10.

Nordström Clara: Licht zwischen den Wolken. Roman. F. H. Kerle, Verlag, Heidelberg, 1952. 176 S., Leinen DM 4.85.

Ott Ludwig: Grundriss der Dogmatik. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1952. Grossoktav, XX und 584 S., Leinen Fr. 36.60, Studentenausgabe brosch. Fr. 27.45.

Papini Giovanni: Die Zeugen der Passion. Sieben Evangelienlegenden. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt, 1952. 150 S., Leinen DM 6.20.

Pfiegler Michael: Priesterliche Existenz. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München, 1953. 432 S., Leinen Fr. 16.—.

Rauch Dr. Wendelin, Erzbischof: Lexikon des katholischen Lebens. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1952. 16 Bildseiten und 8 schematische Uebersichten, Grossoktav, XVI Seiten und 1354 Spalten. Leinw. DM 42.—.

Roetheli E. W.: La Salette. Geschichte einer Erscheinung. Walter-Verlag, Olten, 1952. 230 S., Leinen Fr. 13.95.

LEST DIE

Deutsche Tagespost

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR  ABENDLÄNDISCHE POLITIK UND KULTUR

Die führende kath. überregionale Tageszeitung mit stets wachsender Leserschaft

Erscheint dreimal wöchentlich Bezugspreis DM 2.80 zuzügl. Postgebühr Verlagsadresse Regensburg, Königstrasse 2

Photoapparate - Reparaturen

aller Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse —
Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen —
Totalrevisionen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik
Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Internationaler Literaturpreis!

Rodolfo L. Fonseca: «Geheimnisvolle Rose»

Dieses mit dem «Internationalen Literaturpreis» ausgezeichnete Buch schildert das Leben einer Ordensfrau, die in China in die Revolution gerät, Mutter eines Mädchens wird und schwere Seelenkämpfe bestehen muss, ehe sie im Kloster mit ihrer Tochter Frieden findet. Ein in seiner Ehrfurcht vor dem Göttlichen ergreifendes Werk. (Die Barke) Das besondere Thema des Romans dürfte in uns kein Erstaunen hervorrufen, da solche Ereignisse in den vergangenen turbulenten Jahren keine Seltenheit gewesen sind.

(Bücher und Bildung)

Der Roman darf als ein Meisterwerk bezeichnet werden. Er gehört zu den grossen literarischen Leistungen dieses Jahrhunderts und erinnert in seiner Problematik an Graham Greenes religiöse Dichtungen. (Das neue Buch) «Geheimnisvolle Rose» ist ein unerhört starker und richtiger Roman.

(Neue Zürcher Nachrichten)

2. Auflage, 385 Seiten, Ganzleinen mit Goldprägung,
dreifarbigter Kunstdruck-Schutzumschlag, DM 12.50

KEMPER VERLAG

Fordern Sie bitte unsere Prospekte an.

KEMPER VERLAG

Heidelberg, Schliessfach 474

Schweizer Auslieferung:

Christiana-Verlag, Zürich 52, Birchstrasse 654

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telephon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.— Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.-Rh., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

NEUE BENZIGER BÜCHER

MARIA DIE MUTTER DES HERRN

von Josef Patsch

240 Seiten. Leinen Fr. 18.60

Ein grosses Marienbuch, das in zwanzigjähriger Arbeit entstanden ist und fesselnd ein theologisch verlässliches Bild der Mutter des Herrn entwirft. Mit zahlreichen Tafelbildern aus dem Heiligen Land und einem sechsfarbigem Umschlag. Ein grundlegendes Werk.

RUF UND ECHO

Mein Leben mit Hugo Ball von Emmy Ball-Hennings
296 Seiten. Leinen Fr. 16.80

Ein poetisches und ergreifendes Buch einer Ehe, zwischen der bekannten Dichterin und dem berühmten Kritiker und Schriftsteller Hugo Ball. Ein echtes Frauenbuch.

RUF DER WÜSTE

Das Leben Charles de Foucauld von Anne Fremantle
336 Seiten. Leinen Fr. 16.80

Foucauld ist ein Mensch unserer Zeit. Seine abenteuerliche Laufbahn vom welthörigen Kavallerieoffizier zum Mönch und Priester liest sich spannender als ein Roman.

DIE NACHFOLGE CHRISTI

von Thomas von Kempen

320 Seiten. Taschenformat. Leinen, Fr. 8.90. Leder Fr. 18.80
Das berühmte Erbauungsbuch in einer neuen Uebersetzung von Hugo Harder mit den Anmerkungen von F. de Lamennais als Frucht jahrelanger Betrachtung.

Albert Ebnetter

Der Mensch in der

Theologie Karl Barths

Eine katholische Stellungnahme.

48 Seiten, Fr. (DM) 2.20, Sch. 14.—

Selbstverlag «Orientierung», Zürich

Zu beziehen durch: Administration Orientierung, Zürich

Alleinauslieferung für

Deutschland: Kemper-Verlag, Heidelberg

Oesterreich: Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich